

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 133. Bromberg, den 12. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie zuckte zusammen. Breitschultrig, selbstbewußt stand Siegmund Collina, ihr Vater, vor ihr.

„Grüßi, Vater!"

„Pack deine Sachen zusammen. Du kommst mit mir heim."

Sie sah ihn entsetzt an.

Eh' sie den Xaver geholt haben?"

„Meine Tochter ist net unter einem Dach mit dem Mörder ihres Bräutigams."

„Der Infanger war nie mein Schatz."

„Bist ja ein braves Madel! Hast's mit zweien auf einmal!"

„Vater!"

„Schrei net, komm."

„Kommen werd' i, aber net, so lange der Xaver noch hier ist. Daß du es weißt — des Xavers Braut bin i, net des Infangers, den i gehaßt hab', solang er mir nachgestiegen. Nie hab' i ihm ein Recht gegeben, anders zu denken."

„Auch net, wenn er des Nachts an deinem Fenster —."

Sie schrie auf. „Das hat er gesagt, der Lump, der elendige?"

„Kommst?"

I komm net, und zwingen kannst mi net, i bin mündig."

„Kommst?"

„Heut net."

Der Vater brauste auf. „Brauchst auch morgen net kommen. Wer net gehorcht —"

„Vater, so hör doch!"

„I frag dich zum letztenmal: kommst?"

„Nein!"

„Dann bleib, wo du bist. Für die Braut eines Mordbuben ist kein Platz in meinem Hause."

Siegmund Collina drehte sich kurz um und stapfte mit schweren, trotzigen Tritten den Weg wieder bergab.

Josepha sank weinend auf eine Bank an der Brüstung — der Posten war zu Xaver in die Hütte getreten, in der man die Worte, die zwischen Vater und Tochter gewechselt wurden, nicht hörte.

Am nächsten Tage kam wieder die Kommission. Zwei Männer trugen eine Bahre bergauf. In dieser Nacht hatte Josepha, der man im Gastraum ein Lager bereitet, wach gelegen. Sie hatte dem Gefangenen nicht einmal das Essen mehr bringen dürfen. Fast war sie eifersüchtig, daß er den großen Schmarrn, den sie bereitet, vollständig verzehrt hatte.

„Legen Sie den Mann auf die Bahre."

Xaver schüttelte den Kopf. „Net nötig. I bin kräftig genug, um zu gehen."

„Dann fesseln sie ihm die Hände auf den Rücken."

„Ist eh net nötig, aber wann's Ihnen Spaß macht."

Es war heute etwas anderes in ihm, ein lächelnder Trotz, den der Kommissar als Verstocktheit des Verbrechers auslegte.

Sie traten aus dem Hause. Josepha stand in der Tür, raffte alle ihre Kräfte zusammen. „Leb wohl, Xaverl, i warte auf dich, i bleibe dir treu."

„Leb wohl, Sepherl."

Langsam stiegen die Männer wieder zu Tal, der Alp Grüm zu. Josepha sah ihnen nach. Unwillkürlich dachte sie daran, wie sie zu ihm gesprochen: „Ich will die Schmach nicht erleben, daß sie meinen Bräutigam als Wilddieb fortführen." Nun führten sie ihn als Mörder zu Tal, und — sie empfand nichts als Liebe und Mitleid.

Aber — noch seltsamer war es. Seit gestern, seit die alte Frau in der Hütte gewesen, seit Xavers Auge nicht mehr so wild blickte, war trotz all dem Jammer ein ganz kleiner Funke einer Hoffnung, die sie selbst nicht verstand, in ihrer Seele erglommen.

Sehr langsam schritten die Männer bergab. Xaver hinkte, aber er schüttelte trotzig den Kopf, als einer der Soldaten ihn stützen wollte. Er ging zwischen zweien, zwei andere schritten, das Gewehr schußbereit in der Hand, hinter ihm her. Ein paar Fremde, die zufällig bergauf kamen, blieben verwundert stehen und sahen dem Zuge nach. Dann verschwand der Transport in der Krümmung des Weges. Bis jetzt hatte Josepha aufrecht gestanden, mit starrem Blick ihnen nachgeschaut, jetzt rannte sie in die Hütte, warf sich auf das noch warme Bett, in dem er gelegen, preßte ihr Gesicht in die Kissen, krallte mit beiden Händen in das Bettstroh, und all der Jammer, all die Verzweiflung, all die zurückgehaltenen Tränen ihres jammervollen Herzens brachen nun hervor. Sie schluchzte, schluchzte, daß ihr ganzer Körper erbebte.

Zum ersten Male geschah es, daß Fremde in den Gastraum traten, vergebens nach der Beschließerin riefen und ärgerlich und durstig ihres Weges weiterwandern mußten.

In Alp Grüm fuhr der Zug ein, den Xaver besteigen mußte. Auch jetzt hatte er dieses seltsame Lächeln um seinen Mund, das er hatte, seit die Mutter bei ihm gewesen. Scheue Augen ruhten auf ihm. Auf diesem hinterlistigen Mörder, der noch zu lächeln vermochte.

Nichts ahnte von alledem Josepha, die dort oben auf dem verlassenen Bett lag und weinte. Endlich wurde sie ruhig und trocknete ihre Tränen. Sie wurde angerufen: Der Besitzer der Alp stand vor ihr. „Kannst net hierbleiben, Sepherl. Tut mir leid um dich, denn du warst ein fixes Madel, es geht aber net, daß die Leut' über di reden. Geh heim zum Vater!"

Sie stand langsam auf.

„Gut ist's. Morgen geh i heim."

Der Bauer legte Geld auf den Tisch, ihren geringen Lohn, und sie strich ihn ein. Jetzt war sie es, auf deren Gesicht ein bitterer, harter Zug lag. Wars nicht recht so? Mit der Mördersbraut wollte niemand zu tun haben!

In dieser Nacht blieb der Bauer oben auf der Alp und rumorte noch lange im Gastraum und in der Schenke umher. Gern wäre Josepha, der es wahrhaftig nicht schläfrig war, wieder hinausgegangen, aber der Bauer wies sie in

ihre Kammer. Zudem wollte das Wetter wieder umschlagen. Es standen Wolken am Himmel, und es wetterleuchtete über Poschiavo.

So saß sie auf dem Schemel und hatte ihre paar Sachen zusammengepackt.

Das Bett, in dem Xaver gelegen, war noch zerwühlt, wie er es verlassen, sogar ein paar Blutspritzer waren auf dem bunten Bezug.

Wieder lachte Josepha bitter. Zum ersten Male hatte ein Mann in ihrer Kammer geschlafen! Ihr Schatz und — wund und matt hatte er in den Kissen gelegen, ein finsterer, trübseliger Liebhaber, und jetzt — jetzt hatten sie ihn in Fesseln von dannen geführt, jetzt brachten sie ihn nach Chur, jetzt — nicht weinen, nicht weich werden — jetzt —.

4.

Während der ganzen Eisenbahnfahrt, die herrliche Albulabahn hinunter von Pontresina bis Chur, hatte Xaver Kernbacher schweigend zwischen seinen beiden Transporteuren gesessen, und niemand hatte ihm verwehrt, daß er eine Pfeife nach der anderen aus seinem Tabaksbeutel stopfte und qualmte.

Es waren zwei alte Polizeisoldaten, die seit Jahrzehnten in Pontresina ihren Dienst taten und den Xaver genau kannten.

Herrgott, wenn einer eine Gams abschoß, das war gewiß nicht so schlimm — aber — ein Mörder?

Der Infanger war doch ein braver Kerl gewesen — schließlich, daß der Collinabauer lieber einen Beamten, der es vielleicht noch zum Kommissar bringen konnte, zum Schwiegersohn nahm als einen Landfremden, den Sohn des alten Narren, der da oben bei den Berninahäusern allerhand Faxereien getrieben — wer konnte es ihm verdenken!

Jedenfalls waren die beiden alten Gendarmen zum Xaver liebenswürdiger, als sie es hätten nötig gehabt, denn — sie waren ja verantwortlich, daß sie den Mann in Chur ablieferten, und — wenn er gewollt hätte — fesseln durften sie ihn nicht, wenn er sich nicht widersetzlich zeigte — ja — wenn er hätte entspringen wollen — irgendwo, wenn der Zug in einer der vielen Kehren einmal wieder auf freier Strecke hielt — sie konnten ihn sicher nicht halten.

Aber der Xaver war gemütlich, tat nichts dergleichen und griff kräftig zu, wenn sie ihr Brot und ihren Speck heraustaten und aßen.

„Braucht keine Angst zu haben, daß ich euch entwisch. Hab keinen Grund, weiß recht wohl, wegen der dummen Gams können sie mir drei Monat aufbrummen, und — das mit dem Infanger war nix als a Zufall. Braucht gar net abzurucken von mir, bin kein Mörder."

Es war dunkel, als der Zug in Chur einlief. Unwillkürlich hatte nun der Xaver wieder das Lächeln um den Mund, als er sah, welche Zahl von Polizisten bereitstand, um ihn in Empfang zu nehmen.

Nett und behaglich lag die alte Stadt mit ihren erleuchteten Fenstern in dem weiten Kessel, den die Plessur und der Rhein hier bilden, und es duftete ordentlich nach dem reifen Obst, das überall reichlich auf den Bäumen hing. Auch bei den Hotels war noch reges Leben und Treiben, weil mancher, der nun vom Engadin heimkehrte, hier noch Station machte.

Allerdings, das Hotel, in dem Xaver Kernbacher „abstieg", war düster. Ein alter Bau, der einst zum bischöflichen Palast gehört hatte, mächtiges, uraltes Mauerwerk, das mit Türen und Strebepfeilern an der einen Seite schroff in die Plessur abfiel.

Jetzt kamen am Tor des Gefängnisses die Aufnahmeverhandlungen. War nicht viel zu erledigen. Visitiert war der Xaver ja schon bei seiner Verhaftung, und es war spät.

„Ich verlang, dem Richter vorgeführt zu werden, i bin kein Mörder."

„Wird schon morgen geschehen."

Man führte ihn in die Zelle. Ein kleiner Raum mit vergittertem Fenster, eine Pritsche, ein Stuhl, ein Tisch. Xaver kümmerte sich wenig darum und setzte sich auf den Schemel. Der Schließer kam noch einmal zurück. „Da hast Brot und Wasser und ein Stück Speck. Laß dir was Gutes träumen in der ersten Nacht!"

Es lag Spott in den Worten, aber auch darauf achtete der Xaver nicht. Erst als der Schließer gegangen und noch eine geraume Zeit verstrichen, stand er auf und löschte die Kerze, die der Schließer zurückgelassen.

Nun erst sah Xaver sich um. Es war nicht das eigentliche Gefängnis, sondern ein Raum, in dem der Neueingelieferte untergebracht wurde, um dicht bei dem Gericht zum Verhör bereit zu sein.

In der mächtigen Eichentür war nicht einmal ein Loch für den Schließer zum Durchschauen, und das Fenster war zwar mit starken Stäben vergittert, aber es war ein richtiges Fenster ohne Holzverschlag.

Xaver schaute hinunter. Es ging schroff und steil hinab, und unten floß die Plessur. Hier war kaum ein Weg, über Steine sprang das Flüßchen, und zu beiden Seiten wuchs wildes Dornengestrüpp, während auch drüben eine Mauer das andere Ufer abschloß.

Mit seinen auch in der Dunkelheit scharfen Augen blickte der Führer in die Runde. Dann lag ein Lächeln um seinen Mund, er hatte gesehen, was er zu sehen erhoffte. Jetzt legte er die starke, rechte Faust um einen der Eisenstäbe und tat einen gewaltigen Ruck. Kalk bröckelte ab.

Er bückte sich. Um den einen Fuß saß der Verband, den der Arzt ihm angelegt hatte. Ganz dicht aber zwischen dem Verbande und dem Fleisch saß die Feile, die seine Mutter ihm zugesteckt, als sie bei ihm in der Alp Sassal Masone gewesen.

Vorsichtig schaffte der Mann an den Gitterstäben, horchte auf, wenn das Eisen einmal kreischte, aber alles blieb still. Es war etwa elf Uhr in der Nacht, als zwei Stäbe locker waren, daß er sie mit der Hand herausdrehen konnte aus den aufgebohrten Mauerfugen.

Er wartete wieder. Der Mann, der Hunderte von Malen mit ruhiger Überlegung dem Tode ins Auge gesehen, vermochte sich auch jetzt zu beherrschen. Nun lauschte er in den Gang. Es kamen Schritte, er stellte die Stäbe wieder flüchtig an ihren Ort, warf sich auf das Lager und schnarchte wie in tiefem Schlaf. Hatte eben noch die Decke über sich gezogen, als der Wärter aufschloß, mit der Laterne über ihn fortleuchtete und wieder ging.

Nun saß der Xaver wie ein lauerndes Raubtier auf seinem Bett, wartete, war am Fenster, tat die losen Stäbe fort und schwang sich hinaus.

Für einen Mann, der gewohnt war, an glatten Felswänden emporzuklimmen, war der Abstieg nicht einmal schwer, denn die alte Mauer hatte Risse und Sprünge, Fugen, aus denen längst der Mörtel herausgefallen, und Vorsprünge an den Strebepfeilern.

Xaver stand unten, lauschte wieder. Die Dornen zerrissen ihm das Gewand, die linke Hand schmerzte wieder stark, er achtete nicht darauf, schaute nach oben, aber alles blieb still. Dann drängte er sich durch das Brombeergestrüpp, strebte vorwärts wie ein Mann, der ein bestimmtes Ziel verfolgt, sprang auf Steinbrocken über den kleinen Fluß, war am anderen Ufer.

„Xaverl!"

„I kimm scho!"

Drüben, dicht an die Mauer gepreßt, saß das alte Weiblein, das er vom Fenster aus erspäht hatte.

„Schnell, tu das Gewand ab. I hab eine Hose, einen Kittel und einen Hut."

Eine halbe Stunde später ging ein gebückter Mann im schmutzigen Bauernanzug, eine große Blechkanne in der Hand, einen alten Hut auf dem Kopf, mit ruhigen, behäbigen Schritten durch die äußeren, jetzt nächtlich einsamen Straßen der Stadt auf die Chaussee hinaus, die nach Masans hinausführt, und niemand achtete auf den einsamen Wanderer, der dann über die Rheinbrücke nach Haldenstein hinüberging.

Um zwei Uhr morgens etwa fuhr der Frühzug von Ragaz nach Rohrschach am Bodensee. Nur ein paar Bauern saßen in der letzten Klasse, die nach Rohrschach hinunter wollten. Im letzten Augenblick stieg ein Mann ein, der eine große Blechkanne trug und dessen Anzug man ansah, daß er schon einen weiten Weg hinter sich hatte.

„Willst a nach Rohrschach?"

„Will an feinen Bienenhonig zum Stützli in Rheineck bringen, zahlt immer noch besser, und mit di Fremden ist's aus in den Bergen."

„An Bienenhonig?"

„Willst amal schmecken, Nachbar?"

Der Mann öffnete den Deckel der Kanne und schob einen Blechlöffel hinein, den er mit Honig wieder herausbrachte. Nun stand auch der Schaffner dabei und schleckte etwas von seinem Finger.

„Ist a gueter Honig."

„Dös will i meinen."

Und dann sprachen sie alle vier über die Bienenzucht und über die Bienenpflege im Winter.

In Rheineck lachten die Fahrgäste einander zu, und der Schaffner hatte vergnügt ein Büchschen mit gutem Honig in seiner Tasche. Um zehn Uhr ging von Bregenz der Dampfer nach dem bayerischen Lindau hinüber. Der Honighändler mußte doch wohl mit dem Kaufmann Stützli nicht einig geworden sein, denn er war mit der Bahn nach Bregenz weitergefahren und tappte nun langsam und müde zum Dampfer.

Er blieb stehen. Da waren so viele Polizisten! Gendarmen, die jeden der Einsteigenden mit scharfen Augen musterten. Einen Augenblick überlegte der Mann, dann schritt er gleichmütig weiter und trat an einen der Gendarmen heran.

„Grüßi! Ist das wohl das Dampfboot nach Lindau?"

„Ist scho recht, mußt di aber eilen."

(Fortsetzung folgt.)

Am Feldrain.

Skizze von **Herman Budde**.

Strahlende Sonne über aufschießender Saat, in der die Grillen wohlgefällig zirpen. Ab und an streift ein Wind die Felder, daß sie in Wogen auf und nieder gehen.

Buttje hockt am Feldrain. Der große, starke Mann sieht über seine Fußspitzen hinweg. Aber wenn er auch sonst das Geringste wahrnimmt, heute hat er Augen, die nicht sehen. Eigentümliche Augen, die von all der Pracht in weiter Geest am blauen See nichts gewahr werden wollen, wie sehr auch das Saatgrün zum Himmel leuchtet.

Irgend etwas hat ihn da hingeworfen. Und er ist zu schwerfällig, sich allein dagegen zu wehren und auf stämmigen Beinen dagegen anzuschreiten.

Rieke kommt leise daher. Springlebendig und zart. Sie will in den Hain, der Birken, Buchen und Eichen hegt. Hinter dem rauschendes Tannengrün winkt. Sie ist losgegangen, um einer trillernden Lerche nachzulauschen, vielleicht um selber in der Luft am jungen Leben, am schönen Sonntag, loszusingen, wenn es sie dazu treibt. Vielleicht auch, um Karsten zu treffen.

Und nun erschrickt sie, wie sie den dicken Mann träge am Hainrad sitzen sieht. An ihn, den keiner im Dorfe recht leiden kann, hat sie am wenigsten gedacht. Und mit einem Male steht sie vor ihm, Blick in Blick. Aber er sieht durch sie hindurch.

Rieke will weiter gehen. Und sie geht auch weiter. Aber ist sie vorher leicht und schwebend gegangen, so kann sie plötzlich nur schwer und stockend vom Fleck. Der Gruß, den der Buttje erwidert hat, klingt seltsam nach.

Zehn Schritte ist sie von ihm. Am Holunderbusch bleibt sie stehen. Und ruft zu dem Mann zurück: „Was machst du denn hier, Buttje?"

Es bleibt still, und Rieke ist im Begriff, wieder weiterzuhüpfen. Der Bann ist gebrochen. Doch da sagt es leise zu ihr hinüber: „Komm, ich will es dir sagen . . ."

Wie der Buttje das sagt, das hat Art. Es ist wie ein Zauber. Und die kleine Rieke geht langsam zurück und hockt sich ins Gras am Feldrain und lauscht auf das Rauschen in Halm und Baum.

Buttje meint: „Dir kann ich ja viel erzählen. Du bist so jung. Und hast bald so viel eigene dumme Gedanken, daß du es schnell vergißt. Aber wenn ich auch alles so in den Wind sag' — eins mußt du behalten, Mädel. Behalten im Herzen. Und das ist dies: Pflicht tun, heißt Mensch sein."

Rieke legt die Hände in den Schoß. Sie lächelt, wie eine Siebzehnjährige leicht tut, die nicht ganz weiß, was sie von einer Sache denken soll. Sie hört wie von ferne den Buttje sprechen: „Das, was man tut, muß so sein, daß man den Allmächtigen dahinter spürt." Der dicke, starke Mann schweigt sich dann aus.

Nach einiger Zeit sagt er: „Ich gucke mir hier das Land an." Wieder ist er ruhig und atmet schwer. Rieke streicht über ihr blondes Haar, denkt, das ist doch nichts Besonderes, und summt vor sich hin. Das klingt hell und silbern gegen das orgelnde Bienengesumm im Buschwerk. Ein Vogel zirpt

Buttje will was erzählen. Und er kommt auch langsam in Fluß. „Sieh", sagt er, „du brauchst es niemandem sagen. Sie merken es auch schon von selbst. Ich gehe noch diese Nacht fort. Mich hat hier keiner recht gemocht. Ich bin nicht zugeboren. Aber deshalb gehe ich nicht. Ich geh' bloß, weil der Karsten jetzt volljährig ist. Vor acht Tagen ist er's geworden. Nun hab' ich's geschafft."

Rieke sieht daraufhin den Buttje fassungslos an.

„Ja", sagt er, „ich bin nun entbehrlich. Bald fünfzehn Jahr bin ich hier. Du warst damals ganz klein, als ich herkam. Du weißt von damals nichts. Ich will dir's aber erzählen, weil du dieses Land einmal lieb haben wirst. Ich weiß, daß der Karsten dich gern hat. Du wirst einmal Bäuerin sein über alles."

Rieke springt auf und ist hochrot. Sie wendet sich ab. Am liebsten liefe sie weg, aber etwas Unbestimmbares hält sie.

„Nun", sagt Buttje unbeirrt, „ich will ja nur sagen, wie ich herkam. Damit einer es weiß. Von den Jungen einer. Die Alten im Dorf, wenn sie auch alles miterlebt haben, wissen von nichts. Das war November achtzehn. Der alte Bowe, was Karstens Vater war, lag in Bremen im Josephsstift. Er schickte mich her. Ich sollte der Bäuerin melden, daß er so schwer krank in der Heimat wäre. Seitdem bin ich hier. Keinen Schritt tat ich mehr vom Hof seit der Zeit. Der war verludert. Weiberwirtschaft und Russenkram, na! Und dann ein kranker Bauer. Und als er starb — er hat den Rückenschuß nie verschmerzen können —, da mußte ich erst recht bleiben. Ich hab' eine Aufgabe zu erfüllen gehabt."

Rieke hat sich wieder gesetzt. Sie sieht vor sich hin und lauscht. Sie sieht jetzt vom Land ebenso wenig wie Buttje. Obwohl der Himmel hellweiß und blau glänzt. Ihre Welt ist das Herz.

„Peh!" spukt Buttje. „Nun ist sie getan. — Der alte Bowe und ich. November achtzehn. Uns hat die letzte Granate verschüttet. Und wie ich uns glücklich rausgebuddelt habe, da reißt ihm das letzte Schrapnell das Kreuz auf. Und wie ich ihn glücklich durch Laufgang und Graben ins Feldlazarett gebuckelt habe, den Kamerad, wie ihn der Feldscher auf der Bahre hat, da — krieg' ich den Brief."

Buttje spricht ganz tonlos, und Rieke muß angespannt horchen. Lange ist wirklich nichts zu hören; aber dann endlich sagt Buttje: „Da stand nämlich drin, daß meine Frau — ich hab' sie rasch vor dem Ausrücken geheiratet — im Kindbett gestorben ist. Da soll ich hingeknickt sein, als wenn — na ja. Und da hatt' ich ja zu Hause nichts zu suchen. Wo keiner mehr wartet . . . Und als ich krabbeln konnte und hier meine Aufgabe fand, da wußte ich ja, wozu . . ."

Rieke hat sich herumgeworfen. Sie starrt den stämmigen, dicken Mann an, den sie von klein auf kennt und doch nicht kennt. Sie rutscht bei dem heftigen Ruck in eine Weggrube ab, und es klingt komisch, wie sie „Buttje" hervorstößt.

Der aber sagt bloß: „Da bin ich geblieben und hab' einen Erben erzogen. Der weiß blühende Erde zu schätzen. Haltet's zusammen!" — Und dann steht Buttje auf und geht weg. Breit und behäbig, wie man es von ihm gewohnt ist

Rieke springt zu ihm hin. Und sie fragt: „Buttje, für wen das alles?" — Da muß er lachen und sagt: „Für Euch lüttje Deern! Und Rieke sieht an sich herunter und hört eine Lerche selig jubilieren. Sie schlägt ihre jungen Arme um seinen breiten Hals und weint: „Wohin willst du?" — „Für mich ist überall Platz", meint Buttje unerschütterlich. Aber mit zittriger Hand streichelt er ihr dennoch über das Haar. — „Nimm mich mit dir!" stammelt Rieke fassungslos. Der Mann aber sagt bestimmt: „Dein Platz ist hier. Und — mit Lächeln fügt er hinzu: „— der Karsten ist unten am Wiesenteich bei den Kühen."

Dann geht er. Groß und gemächlich. Ohne sich umzusehen. Seine Schuhe wühlen im Sand, als er hainwärts biegt.

Rieke läuft plötzlich hinterdrein. Ihr ist ein häßliches Gerede eingefallen. Und die Frage preßt ihr das Herz. Sie stellt sich noch einmal vor Buttje auf und sagt mit fliegendem Atem: „Und Mutter Bowe?" — „Grüße sie! Ihr Sohn ist ein ganzer Mann." — „Warum hast du sie nicht geheiratet?" — „Weil ich kein Erbschleicher bin."

Dann steht Rieke allein. Denn der mächtige Mann ist im Strauchwerk verschwunden. Die Sonne sinkt ab. Und der Kiefernstrich glüht. Ein Kuckuck schreit in der Ferne. Am Feldrain ist es still. Kühe blöken. Rieke geht langsam dahin. Ihr Schritt wird schneller. Und endlich fliegt sie der Niederung zu, dorthin, wo Karsten ihrer warten soll.

Pfingstspaziergang.

Skizze von Carola von Crailsheim-Rügland.

Sie waren einander zum erstenmal bös. Ach, bös ist nicht das richtige Wort. Ulla und Rochus hatten einen kleinen Streit zusammengehabt, und mittendrin war Ulla aus dem Zimmer gelaufen. Sie konnte nicht erwarten, daß Rochus sie suchen ging. Aber ebensowenig konnte Rochus erwarten, Ulla würde ihm nun eine Zeile schreiben, die den an sich unbedeutenden Anlaß bedauernd streifte. Konnte er denn nicht anrufen oder einfach vorbeireiten und tun, als sei nichts geschehen?

Ulla wartete drei lange bange Tage. Sie waren verlobt und gewohnt, alles miteinander zu teilen. Und nun plötzlich blieb Rochus fern, ließ nichts mehr hören. Unheimlich war das. Um Ulla wuchs die Leere. Sie wußte keinen Rat, verbarg vor den Eltern, so gut es ging, ihre Unruhe und dachte dabei doch unablässig: Rochus wird wieder zu mir kommen. Er liebt mich. Er braucht mich. Soll ich vielleicht doch den ersten Schritt tun und schreiben? Aber Stolz und Trotz sagten Nein. — Vor den Fenstern lachte die Sonne, Pfingsten stand vor der Tür. Aber in Ullas Herz herrschte Finsternis. Gewiß, Rochus würde morgen am Pfingstsonntag zu Tisch erscheinen wie jeden Sonntag, er konnte ja nicht gut anders handeln. Aber was half das Ulla? Sicherlich richtete er es dann so ein, daß er kam, wenn man schon bei Tisch saß — —

Ullas Gedanken brachen ab. Sie hielt es weder im Haus noch im Garten aus. Sie mußte fortlaufen, ihren Pfingstspaziergang machen. Aber wohin? Nach der Lockermühle oder dem Forsthaus konnte sie nicht, wollte sie nicht Gefahr laufen, Rochus dort zu treffen. Auch nach der Zechenleite wanderte er gern. Ulla seufzte, sah zum Plateau hinauf, auf dem sie sich so oft getroffen, und dachte plötzlich: Der einzige Weg, der in Frage kommt, ist der über die Schinderei, denn dahin sind wir nie zusammen gegangen.

Ein warmer Wind streichelte die silbergrünen Birken am Hang. Die Landstraße war staubig. Kleine unsichtbare Vögel zwitscherten in den Hecken. Einsam und abgewandt, wie bedrückt von dunklen Geheimnissen, lag das Haus des Schinders. Die Frau schlug die Karten — wußte Ulla —, die Tochter suchte giftige und heilende Kräuter in den Wäldern.

Gibt es wohl ein Kraut dafür, daß der, den man liebt, einem immer gut ist? Wieder schritt Ulla über die Landstraße. Ich hätte nicht aus dem Zimmer laufen sollen, sann sie. Rochus hat schon recht, ich bin zu wild. In meinem Alter war die Urgroßmutter schon verheiratet, hatte kleine, winzige Kinderchen. Jetzt begann der dunkle Tannenwald. Dürres Geäst lag über dem Boden verstreut, Tauben gurrten von fern. Das war kein heller pfingstlicher Wald, eher ein unheimlicher, fast winterlicher, den der Frühling noch mied. Ulla seufzte wieder. Soll ich umkehren? überlegte sie. Aber es trieb sie etwas vorwärts, wie ein Zwang war es. Die einzelnen Bäume standen so dicht, daß sie sich mühsam hindurchzwängen mußte. Bald hob sie Äste hoch, um unter ihnen durchzuschlüpfen, bald brach sie kleine dürre Zweige ab. Der Wald stieg steil empor. Aber oben, war da nicht unter den Eichen ein Brunnen?

Voriges Jahr zu Pfingsten fuhr ich vom Institut heim, kam es Ulla in den Sinn, und bald darauf schickte mir Rochus die ersten roten Rosen und einen Brief, in dem stand, er habe seit Jahren auf mich gewartet — —

Jetzt lichtete sich der dunkle Wald. Ein helles Stück Himmel glitzerte zwischen den Bäumen. Dann breiteten sich Wiesen und Acker, fruchtbares Land. Amseln sangen im jungen Grün. Blumendüfte schwangen in der Luft. Feierabendstimmung, Festesnähe lag über der Höhe. Wo ist nur der Brunnen? fragte sich Ulla. Seit der Kindheit war sie nicht mehr hier oben gewesen. Eine große alte Lindengruppe löste sich vom Horizont. Einen Augenblick meinte sie, dort eine Gestalt auftauchen zu sehen; aber sie mochte sich getäuscht haben. Was tut wohl Rochus um diese Stunde? Und dann dachte sie, und ihr wurde wunderlich still und friedlich dabei zu Sinn: Übers Jahr bin ich seine Frau, dann brauche ich gewiß nie mehr meinen Pfingstspaziergang allein zu machen.

Endlich fand sie wirklich den Brunnen. Er war eingefaßt und trug auf seiner spiegelnden Fläche den Widerschein der Eichen, die um ihn wuchsen. Ulla setzte sich nieder, hörte aus den Wäldern den Kuckuck rufen, sah den bewegten Farnen zu, in denen es leise rauschte. Nicht weit von hier ging die Römerstraße vorbei. Haselstauden neigten sich über den Weg. Kam er von jenseits der Alpen und wohin führte er? Ich muß Rochus fragen, er weiß alles. Und gerade, während sie dies dachte, sah sie ihn über den Wiesenpfad auf sich zukommen. Ich träume, durchfuhr es Ulla. Ich habe Gesichtstäuschungen! Oder — täusche ich mich nicht? Dies ist doch sein Gang, seine Hand, die jetzt den Hut abnimmt und sich über die Stirn wischt. — Und wenn er es ist, warum laufe ich ihm nicht entgegen? Warum bin ich nicht schon bei ihm? Was hält mich denn fest? Die Freude, die Überraschung, das Unerwartete, ihn, gerade ihn hier oben zu sehen — —

Sie erhob sich, ging mit ihren leichten Schritten auf den Geliebten zu, und während ihre Augen sagten, ich habe so Sehnsucht nach dir gehabt, sprach ihr Mund: „Ich glaubte, den Weg über die Schinderei gingst du nie —"

Rochus lächelte: Ich glaubte ganz das gleiche von dir, Ulla!"

Sie sahen sich an, und dann küßten sie sich. Die Amseln sangen, der Kuckuck rief wieder.

„Setz dich zu mir auf den Brunnen!" bat Ulla.

Die Eichen spiegelten sich im Wasser. Die Farne rauschten wie vorhin, nein, noch viel schöner. Rochus und Ulla betrachteten die Weite, den stillen Glanz, der über allen Dingen ruhte. „Ich war zu wild", klagte sich Ulla an. Und Rochus sagte: „Ich hätte dich doch suchen sollen, als du aus dem Zimmer stürztest." Mehr sprachen sie nicht von den bangen Tagen, die nun dahinten lagen. Die Stunde war zu schön. Sie sahen sich lange schweigend an, jeder glücklich in des anderen Nähe. Und als sie aufbrachen, wie von einer geliebten und unvergeßlichen Stätte, sagte Rochus: „Dies war ein wunderlicher Pfingstspaziergang, nicht wahr?"

Ulla nickte, dann wanderten sie Hand in Hand talwärts durch den finsteren Tannenwald, aber diesmal bahnte Rochus den Weg. Und Ulla meinte, nie im Leben sei sie einen schöneren gegangen.



Bunte Chronik



Tuberkulose und Ernährung.

Die Häufigkeit von Tuberkuloseerkrankungen wird gewöhnlich mit einer mehr oder weniger guten Ernährung in Verbindung gebracht. Daß dies nicht immer zutrifft, zeigen Ermittlungen des Forschers Scheingart, die er kürzlich in einer argentinischen medizinischen Fachzeitschrift veröffentlichte. Danach betrug im Jahre 1930 die Sterblichkeit an der genannten Krankheit in Deutschland 75 auf 100 000 Einwohner, für Newyork 82 und für Buenos Aires 177,8. Die Menge Nahrung, die ein Arbeiter durchschnittlich je Tag zu sich nimmt, belief sich in Kalorien ausgedrückt für Deutschland auf 2800, die Vereinigten Staaten auf 3263 und in der argentinischen Hauptstadt auf 3525. Auf Eiweiß entfielen davon 81,7 bzw. 96,8 bzw. 164,8 Kalorien. Trotz besserer Ernährung war demnach die Tuberkulosesterblichkeit in Argentinien erheblich höher als bei uns. Offenbar wirken hier noch andere, in ihrer Art bislang unbekannte Faktoren mit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.